

Wissen im Normalfall Wittgenstein über Kriterien für innere Zustände

Andrea Kern

Wittgensteins Begriff der "Kriterien" hat zwei einander widersprechende Lesarten provoziert: nach der ersten, sogenannten antiskeptischen Lesart besteht die Pointe des Kriterienbegriffs darin, den Skeptiker zu widerlegen, der bestreitet, daß wir jemals Wissen von der Existenz der Empfindungen und Gedanken anderer Subjekte haben können. Von deren Existenz wissen wir auf der Basis von Kriterien, die uns über die inneren Zustände anderer Subjekte informieren. Die zweite, sogenannte therapeutische Lesart bestreitet dagegen, daß Wittgensteins Kriterienbegriff diese antiskeptische Qualität hat. Nach der therapeutischen Lesart besteht die Pointe des Kriterienbegriffs vielmehr darin, daß er uns von dem Problem befreien will, das sowohl der skeptischen wie der antiskeptischen Betrachtung zugrunde liegt. Der Kriterienbegriff soll uns gleichsam zu einer dritten Position verhelfen, die *weder* skeptisch *noch* antiskeptisch ist. Gemäß dieser Lesart hat Wittgenstein eine disjunktive Konzeption der Kriterien.

Ich werde im folgenden zeigen, daß weder die antiskeptische noch die disjunktive Konzeption der Kriterien uns von dem Problem befreien können, das den skeptischen Zweifel in Gang bringt, weil beide sich noch derselben skeptischen Prämisse verdanken, deren Auflösung das Ziel von Wittgensteins Kriterienbegriff ist (Abschnitt 1 bis 3).¹ Sodann werde ich ein alternatives Verständnis von Wittgensteins Kriterienbegriff entwickeln, das den skeptischen Zweifel dadurch auflöst, daß es ihn umdeutet (Abschnitt 4 bis 6).

I.

Der Skeptiker fragt sich: Wie kann ich wissen, daß der andere Schmerzen hat, ohne selbst seine Schmerzen zu empfinden? Die Frage, die er stellt, ist eine epistemologische: Er fragt sich, wie er *Wissen* von den inneren Zuständen anderer haben kann, und das heißt: Wie er Gewißheit dafür haben kann, daß sein Urteil über diese Zustände wirklich wahr ist. Seine Antwort lautet: Wir können dies niemals wirklich wissen, weil nichts von dem, wozu wir Zugang haben - dem Körper und Verhalten des anderen - uns eine sichere epistemische Basis für den Schluß liefern kann, daß der andere tatsächlich Schmerzen hat.

Nach dem antiskeptischen Verständnis von Wittgenstein, das Autoren wie Norman Malcolm, Gordon Baker und Crispin Wright vorgebracht haben², hat Wittgenstein den skeptischen Zweifel ein für allemal widerlegt, und zwar dadurch, daß er die philosophische Fragestellung des Skeptikers *radikalisiert* hat: Der *epistemologische* Zweifel ist gewissermaßen ein ober-

flächlicher Zweifel, weil er etwas als verständlich voraussetzt, was wir seinerseits noch gar nicht verstehen: nämlich den Gedanken, daß unsere Urteile über die inneren Zustände anderer Subjekte überhaupt einen empirischen Gehalt haben. Die viel grundlegendere, nämlich transzendente Frage lautet daher: Was ist die Bedingung der Möglichkeit dafür, daß Urteile, die sich auf die inneren Zustände anderer Subjekte beziehen, einen empirischen Gehalt haben? Denn diese Bedingung muß erfüllt sein, wenn der epistemologische Zweifel des Skeptikers überhaupt einen Angriffspunkt haben soll.

Die Strategie der antiskeptischen Antwort auf die transzendente Frage besteht nun darin, daß sie meint, mit dieser beantworte sie *ineins* den epistemologischen Zweifel des Skeptikers. D.h. die Beantwortung der transzendentalen Frage soll uns zeigen, wie wir genau dasjenige Wissen haben können, das der Skeptiker bestreitet: ein Wissen von Ereignissen und Zuständen, zu denen wir selbst keinen direkten Zugang haben. Die Antiskeptiker beantworten die transzendente Frage so: Die Bedingung der Möglichkeit dafür, daß Urteile über die inneren Zustände anderer Subjekte einen empirischen Gehalt haben, ist das Vorhandensein von Kriterien, die auf *grammatische* Weise mit den Zuständen, für die sie ein Kriterium sind, verknüpft sind und diese so *evident* machen.³ Diese Kriterien sind die Bedingung dafür, daß wir die Idee eines so und so bestimmten inneren Zustands überhaupt sinnvoll fassen können.

Daß p ein grammatisches Kriterium für q ist, heißt folglich zu sagen, daß p für den Sinn von q *bestimmend* ist. Daher ist die Behauptung, daß p Evidenz ist für q, keine empirische Wahrheit, sondern eine apriorische Wahrheit.⁴ Und genau dies, so der Antiskeptiker, hat eine entscheidende *epistemologische* Konsequenz: Genau dann nämlich, wenn p ein grammatisches Kriterium für q ist, genau dann können wir uns der Wahrheit von q, die wir auf der Basis von p feststellen, fraglos gewiß sein.⁵ Obgleich wir also die Tatsache, daß der andere Schmerzen hat, nicht *direkt* erkennen können, ist sie uns nicht gänzlich verschlossen, und zwar deswegen, weil wir einen *indirekten* Zugang zu ihr haben: Wir haben Zugang durch grammatische Kriterien, die eine sichere epistemische Basis darstellen.

Daß die kriterielle Relation eine Evidenzrelation ist, die apriorisch gilt, soll natürlich nicht heißen, daß wir uns nicht irren können. Wir können uns irren, so die Erklärung der Antiskeptiker, weil eine *kriterielle* Relation keine *logische* Folgerelation ist. Von einer logischen Folgerelation unterscheiden sich kriterielle Relationen nämlich dadurch, daß sie strukturell "anfechtbar" sind.⁶ Ein Grund für diese Anfechtbarkeit ist etwa der, daß innere Zustände vorgetäuscht werden können. Wenn jemand Schmerzen vortäuscht, dann sind die Kriterien für Schmerzen erfüllt, doch es ist kein Schmerz vorhanden. D.h. ein bestimmtes Körperverhalten, das das Kriterium für die Existenz eines bestimmten inneren Zustands darstellt, garantiert die Existenz dieses Zustands nur dann, wenn das Verhalten einen expressiven Charakter hat. Während es nun epistemisch unproblematisch ist, zu wissen, ob das

Kriterium erfüllt ist oder nicht, ist es intrinsisch problematisch zu wissen, ob es einen expressiven Charakter hat. Wir können niemals zweifelsfrei ausschließen, daß jemand Schmerzen vortäuscht und sein Verhalten also keinen expressiven Charakter hat.

Mit der Idee einer kriteriellen Relation, die sowohl apriorisch als auch anfechtbar ist, meint der Antiskeptiker, am Ziel seiner Wünsche zu sein: Mithilfe eines solchen Kriterienbegriffs kann er zeigen, wie wir in der Lage sind, genau die Gewißheit bezüglich unserer Urteile zu haben, die der Skeptiker bestreitet und er kann zugleich erklären, wie wir uns dennoch manchmal irren können.

Doch was heißt es in dem antiskeptischen Bild, zu wissen, daß ein anderer Schmerzen hat? Aufgrund der Anfechtbarkeit der Kriterien heißt dies, im besten Fall in einer epistemischen Position zu sein, in der das Kriterium für die Tatsache, daß der andere Schmerzen hat, erfüllt ist, es jedoch zugleich sein kann - und dies durch nichts, was mir an Informationen gegeben ist, auszuschließen ist -, daß diese Tatsache nicht besteht. Denn es könnte immer sein, daß der andere den inneren Zustand nur einfach vortäuscht und also das Kriterium keinen expressiven Charakter hat.⁷ Ganz wie in der skeptischen ist also auch in der antiskeptischen Betrachtung das Beste, was wir als Begründung für Urteile über die inneren Zustände anderer Subjekte jemals haben können, eine "anfechtbare Evidenz", die durch die Umstände ihres Verhaltens und Körpers konstituiert wird.⁸ Dies aber bedeutet: Auch in der antiskeptischen Betrachtung können wir folglich niemals in einer Position sein, in der wir *wissen*, und nicht bloß ins Blaue hinein vermuten, daß der andere Schmerzen hat. Der Antiskeptiker, so zeigt sich, ist nur ein verschleierter Skeptiker, der sich selbst nicht erkennt. Statt den Skeptiker mithilfe der Idee von Kriterien zu widerlegen, gibt er ihm nur eine andere Gestalt.

II.

Nach der therapeutischen Lesart von Wittgensteins Kriterienbegriff, die insbesondere John McDowell entwickelt hat, geht es Wittgenstein nicht darum zu zeigen, daß der skeptische Zweifel falsch ist, sondern darum, ihm die Grundlage zu entziehen, die ihn als ein dringliches philosophisches Problem erscheinen läßt. Wittgensteins kritischer Blick auf den skeptischen Zweifel ist kein *widerlegender*, sondern ein *diagnostischer*, insofern er versucht, dem skeptischen Zweifel dadurch sein Gewicht zu nehmen, daß er eine Prämisse des skeptischen Zweifels aufdeckt, von der er meint, daß wir sie nicht bejahen müssen.

Man könnte nun glauben, daß eine solche diagnostisch-therapeutische Haltung doch schon von vorne herein zum Scheitern verurteilt ist, weil sie niemals gegen den Skeptiker ausreichen kann. Um den Skeptiker zurückzuweisen, muß man zeigen, daß seine Position falsch ist, und nicht einfach, daß sie nicht zwingend ist. So etwa argumentiert Crispin Wright, der be-

hauptet, es genüge nicht, nur einfach eine Prämisse der skeptischen Argumentation aufzuweisen, und dann zu zeigen, daß wir den Begriff des Wissens auch ohne diese Voraussetzung erläutern können. "The mere depiction of more comforting alternatives", so Wright, "is simply not enough".⁹ Wir brauchen einen Beweis dafür, daß der Skeptiker eine falsche Erkenntnistheorie hat, "otherwise the case is not proven, and scepticism triumphs at second order".¹⁰

Ich meine, dies ist falsch. Um den skeptischen Zweifel zurückzuweisen, genügt es in der Tat zu zeigen, daß in seinen Überlegungen eine Prämisse enthalten ist, die zu bejahen wir nicht gezwungen sind. Dies liegt daran, daß der Skeptiker den Zweifel, auf den er stößt, nicht nur als einen *möglichen* Zweifel verstehen kann, der im Begründungsgleichgewicht neben einer Position steht, in der der Zweifel keinen Platz hat. Er muß seinen Zweifel vielmehr als einen *unvermeidlichen* Zweifel verstehen, d.h., er muß ihn als einen Zweifel verstehen, auf den jeder Versuch, unseren Begriff des Wissens verständlich zu machen, zwangsläufig stößt. Nur dann kann er seinen skeptischen Schluß als einen Schluß seiner *Vernunft* verstehen, und nicht als eine *Schwäche* seiner Vernunft.¹¹ Denn genau dies ist es ja, was der Diagnostiker behauptet: Daß das Scheitern des Skeptikers, sich den Begriff des Wissens verständlich zu machen, seinen Grund nicht in der Sache hat, sondern ein Unvermögen auf der Seite des Skeptikers ausdrückt. Zu Recht behauptet daher Wittgenstein: "In der Philosophie muß man sich immer fragen: Wie muß man dieses Problem ansehen, daß es lösbar wird?"¹² Der Skeptiker muß umwillen der Vernünftigkeit seines Zweifels behaupten, daß es nicht nur ihm, sondern überhaupt unmöglich ist, das Problem auf eine Weise anzusehen, die es lösbar macht. Entweder der skeptische Zweifel ist unvermeidlich, oder es gibt ihn nicht.¹³

McDowells Diagnose nun lautet, daß der Skeptiker und der Antiskeptiker deswegen im skeptischen Zweifel gefangen sind, weil sie von einer gemeinsamen Voraussetzung ausgehen, die keineswegs zwingend ist: Beide stellen sich unser Verhältnis zu anderen Subjekten als ein Verhältnis vor, das dadurch charakterisiert ist, daß es auf zwei logisch voneinander unterschiedene Bereiche bezugnimmt: auf einen sogenannten "äußeren Bereich", auf den wir Körper- und Verhaltensprädikate anwenden, und auf einen sogenannten "inneren Bereich", auf den wir psychologische Prädikate anwenden. Während wir zum "äußeren Bereich" einen direkten epistemischen Zugang haben, ist uns der Zugang zu seinem "inneren Bereich" nur vermittelt möglich, nämlich nur dadurch, daß sein Körper und sein Verhalten uns darüber informieren, wie es um sein Inneres bestellt ist. Der Zugang zu seinem Inneren ist für beide daher ein Vorgang, der aus zwei epistemischen Schritten besteht, die voneinander logisch unabhängig sind: Der erste Schritt besteht darin, daß wir uns fragen, ob die entsprechenden kriteriellen Körper- und Verhaltensprädikate auf den anderen anwendbar sind. Der zweite Schritt besteht sodann darin, daß wir uns fragen, ob die Anwendbarkeit dieser Prä-

dikate auch tatsächlich eine Evidenz dafür ist, daß der andere sich in diesem oder jenem inneren Zustand befindet.

Es ist diese Idee einer logischen Trennbarkeit des Äußeren vom Inneren, das nach McDowell die eigentliche Wurzel des skeptischen Problems ausmacht. Skeptisch ist für ihn nicht erst die Idee, daß die Anwendung bestimmter Körper- und Verhaltensprädikate keine *sichere* Basis darstellen kann für die Anwendung bestimmter psychologischer Prädikate, sondern skeptisch ist überhaupt schon die Idee, daß wir psychologische Prädikate auf der *Basis* von Körperprädikaten anwenden, die von der Anwendung psychologischer Prädikate *logisch unabhängig* sind. Wenn Wittgenstein behauptet, daß "ein 'innerer Vorgang' (...) äußerer Kriterien (bedarf)"¹⁴, dann hat der hier verwendete Begriff der Kriterien hinsichtlich des Skeptikers seine Pointe nicht darin, daß er, wie der Antiskeptiker glaubt, die Idee einer fraglichen, weil bloß empirischen Verknüpfung des Äußeren mit dem Inneren zurückweist, sondern darin, daß er überhaupt schon die Idee einer logischen *Trennbarkeit* des Äußeren vom Inneren zurückweist.¹⁵

III.

Die therapeutische Alternative, mit der McDowell uns vom skeptischen Zweifel befreien möchte, besteht entsprechend darin, daß er das Bild ausbuchstabiert, das sich ergibt, wenn man die Idee einer logischen Trennbarkeit des Äußeren vom Inneren infrage stellt. Weisen wir eine solche Idee zurück, dann können wir behaupten, daß das, was uns in unserer Erfahrung der anderen gegeben ist, ein Verhalten ist, das *von Grund auf* expressiv ist. Die Expressivität des menschlichen Körpers ist keine Eigenschaft unseres Körpers, die man an ihm feststellen kann oder von der man behaupten kann, daß wir uns ihrer niemals wirklich vergewissern können, sondern sie bezeichnet vielmehr die Weise, in der unser Körper überhaupt ein *Körper* ist.

Dies bedeutet, daß die Grundlage meines Urteils darüber, daß der andere Schmerzen hat, - nämlich das Erfülltsein der Kriterien für Schmerzen - ihrer Natur nach etwas ist, dessen man sich logisch nicht unabhängig von diesem Urteil selbst versichern kann. Denn um wissen zu können, daß das, was der andere tut, ein *Ausdruck* von Schmerzen ist, muß ich mich *zugleich* schon auf den Inhalt desjenigen Urteils beziehen, das dieses Wissen allererst begründen soll: nämlich darauf, daß der andere Schmerzen *hat*. Nur im Vorausgriff auf das Urteil, daß der andere Schmerzen hat, kann ich feststellen, daß er Schmerzen ausdrückt. Und nur unter der Voraussetzung, daß er Schmerzen ausdrückt, kann ich feststellen, daß er Schmerzen hat.

Wir können dies eine disjunktive Konzeption der Kriterien nennen. Denn wir können nun behaupten, daß im Falle eines richtigen Urteils über die Schmerzen des anderen die Grundlage unseres Urteils darin besteht, daß das Kriterium für Schmerzen erfüllt ist, während es im Falle eines falschen Urteils nur so *aussieht*, als wäre das Kriterium für Schmerzen erfüllt. Daß Kriterien uns sagen können, wie die Dinge sind, liegt also nicht daran, wie

der Antiskeptiker glaubt, daß sie *grammatisch* mit dem Urteil, für das sie ein Kriterium sind, verknüpft sind, sondern daran, daß ihr Inhalt logisch gar nicht unabhängig ist vom Inhalt des Urteils, das wir auf ihrer Basis fällen, und dieser genau dann, wenn das Subjekt des Urteilens sich nicht irrt, zugleich ein Aspekt der Wirklichkeit ist.¹⁶

Daß McDowell sein Vorgehen als therapeutisch versteht, heißt, so habe ich gesagt, daß er sein zentrales Anliegen darin sieht, dem skeptischen Zweifel seine Grundlage zu entziehen. Ich möchte im folgenden zeigen, daß die disjunktive Konzeption der Kriterien diese therapeutische Kraft nicht hat.

Die Unruhe, die den Skeptiker umtreibt, besteht in der Artikulation eines epistemologischen Zweifels: Wie können wir Wissen haben von den inneren Zuständen anderer Subjekte? Die Strategie der disjunktiven Konzeption besteht nun darin, daß sie auf die epistemologische Unruhe des Skeptikers in zwei Schritten reagiert: Der erste Schritt besteht - ganz wie beim Antiskeptiker - in einer Reformulierung des Problems, die die Fragestellung des Skeptikers radikalisiert: Die entscheidende Frage ist die transzendente, die lautet: Was ist die Bedingung der Möglichkeit von Urteilen, deren Inhalt die inneren Zustände anderer Subjekte sind? Die Pointe von McDowells Position besteht in ihrem zweiten Schritt, in dem er die antiskeptische Weise kritisiert, die transzendente Frage zu beantworten: Kriterien sind die Bedingung dafür, daß unsere Urteile über die inneren Zustände anderer Subjekte überhaupt einen empirischen Inhalt haben können. Doch diese *transzendente* Rolle der Kriterien können wir nur dann richtig verstehen, so die Pointe der disjunktiven Konzeption, wenn wir zugleich verstehen, daß ihre *epistemische* Rolle nicht die sein kann, eine anfechtbare Basis für Urteile über innere Zustände zu liefern. Ihre epistemische Rolle muß vielmehr die sein, uns eine Basis für diese Urteile zu liefern, die deswegen unanfechtbar ist, weil ihr Inhalt logisch gar nicht unabhängig ist von dem des Urteils, das wir auf ihrer Basis fällen.¹⁷

Was aber leistet diese Antwort in bezug auf das ursprüngliche epistemologische Problem des Skeptikers? In bezug auf den epistemologischen Zweifel des Skeptikers, so meine ich, ist die disjunktive Konzeption der Kriterien völlig leer: Denn weshalb Kriterien das Vermögen haben, uns Gewißheit darüber zu verschaffen, wie die Dinge sind, kann die disjunktive Konzeption nur so erklären, daß sie dabei zugleich vollkommen offen läßt, wie wir jemals auf der Ebene unserer Erfahrung Gewißheit darüber haben können, daß uns ein Kriterium *gegeben* ist. Sicher: Wenn ich weiß, daß das Verhalten des anderen das Kriterium für Schmerzen erfüllt, dann weiß ich auch, daß er Schmerzen hat. Doch woher weiß ich, ob das Verhalten des anderen das Kriterium für Schmerzen erfüllt? Zu sagen, daß wir auf das schon vorausgreifen müssen, wonach der Skeptiker gerade fragt, scheint nur einfach die Frage des Skeptikers zu übergehen, ohne daß dabei gezeigt worden wäre, was einen dazu *berechtigt*, dies zu tun. Nichts in der Antwort, die

McDowell auf den Skeptiker gibt, berechtigt ihn dazu, zu behaupten, er hätte *dieser* Frage des Skeptikers auch nur im geringsten ihr Gewicht genommen. Für den Skeptiker muß es so aussehen, als würde die disjunktive Konzeption der Kriterien seine epistemologische Frage nur einfach unbeantwortet lassen.

IV.

Auch die disjunktive Konzeption der Kriterien kann somit die Ungewißheit nicht auflösen, die den Skeptiker umtreibt. Was wir brauchen, ist folglich eine tiefere Diagnose des skeptischen Problems: Eine Diagnose, die es uns ermöglicht, eine Antwort auf die transzendente Frage zu geben, die das epistemologische Problem des Skeptikers nicht einfach übergeht, sondern ihm in der Tat sein Gewicht nehmen kann.¹⁸ Ich meine, die Pointe von Wittgensteins Kriterienbegriff besteht genau in einer solchen Diagnose des skeptischen Problems. Wittgenstein, so meine These, führt den skeptischen Zweifel auf eine Prämisse zurück, die auch die disjunktive Konzeption der Kriterien noch wie selbstverständlich bejaht: Es ist die Vorstellung, daß unser grundlegendes Verhältnis zu anderen Subjekten ein *epistemisches* ist. Es ist die Vorstellung, daß unsere Urteile über die inneren Zustände anderer Subjekte eine epistemische Basis haben, und daß das Erfülltsein der Kriterien für solche Zustände diese Basis ist.

Die gemeinsame Prämisse sowohl der antiskeptischen wie auch der disjunktiven Konzeption der Kriterien besteht in der Vorstellung, daß Kriterien eine wesentlich doppelte Rolle spielen: nämlich sowohl eine transzendente wie auch eine epistemische. Kriterien sind konstitutiv für den Inhalt von Begriffen für innere Zustände, und zwar genau dadurch, daß sie die epistemische Basis für Urteile über solche Zustände sind. Nach Wittgenstein ist es jedoch genau diese Idee - die Idee, daß Kriterien eine epistemische Basis für Urteile über die inneren Zustände anderer darstellen -, die den skeptischen Zweifel unvermeidlich in Gang setzt. Kriterien sind nach Wittgenstein konstitutiv für den Inhalt unserer Urteile über die inneren Zustände anderer, doch sie sind es nicht dadurch, daß sie uns erlauben zu wissen, daß ein bestimmter innerer Zustand existiert, sondern dadurch, daß sie es uns ermöglichen, diesen Zustand als einen soundso bestimmten Zustand zu identifizieren.¹⁹

Die Wurzel des skeptischen Zweifels auszureißen heißt nach Wittgenstein zu erkennen, daß die Rolle der Kriterien nicht darin besteht, daß sie uns Wissen über die *Existenz* eines bestimmten Zustands ermöglichen, sondern darin, daß sie uns die *Identifikation* eines bestimmten Zustands - etwa Schmerz, Trauer oder Wut, etc. - ermöglichen. Kriterien sind Kriterien für die Anwendung psychologischer Begriffe, nicht für die Feststellung der Existenz eines bestimmten Zustands, auf den sich ein psychologischer Begriff bezieht. Kriterien sagen uns, ob es in einer bestimmten Situation richtig ist, diesen oder jenen Begriff anzuwenden, nicht jedoch, ob es richtig ist, zu

behaupten, daß dieser oder jene Zustand, auf den sich der Begriff bezieht, existiert.

Wir können uns dies klar machen, wenn wir die Situation, in der wir nicht sicher sind, ob jemand Schmerzen hat, mit einer Situation vergleichen, in der wir nicht sicher sind, ob das, was der andere tut, überhaupt Schmerzverhalten ist, oder nicht etwas ganz anderes, etwa ein lautes Räuspern seiner Stimme. Der Zweifel, den wir in der ersten Situation haben, ist ein Zweifel, der voraussetzt, daß die Anwendung des Schmerzbegriffs in dieser Situation außer Frage steht. Nur wenn wir wissen, daß das, was der andere äußert, Schmerzverhalten ist, können wir daran zweifeln, ob er diese Schmerzen, die er da äußert, auch tatsächlich hat. In der zweiten Situation hingegen sind wir unsicher darüber, ob wir hier überhaupt den Schmerzbegriff anwenden sollen. Während wir in der zweiten Situation nicht genau wissen, um welchen Zustand es sich beim anderen handelt, ist uns die Identität des Zustands in der Situation des (möglichen) Vortäuschens zweifellos gewiß.

Diesem Unterschied kann man nur dann gerecht werden, wenn man den Sinn der Kriterien nicht darin sieht, daß sie für die Gewißheit von Urteilen über die Existenz eines Zustands sorgen, sondern darin, daß sie für die Anwendung von Begriffen in Urteilen sorgen. Den Fall, in dem jemand Schmerzen vortäuscht, müssen wir daher - gegen die disjunktive Konzeption - als einen Fall verstehen, in dem das Kriterium für Schmerzen nicht nur scheinbar, sondern tatsächlich erfüllt ist: Das Kriterium für Schmerzen wird erfüllt durch Schmerzverhalten, und genau das ist es, was auch der Schauspieler an den Tag legt. Daß wir uns über die Existenz eines bestimmten Zustands täuschen können, liegt daher weder daran, daß Kriterien anfechtbar sind, wie der Antiskeptiker glaubt, noch daran, daß man das Erfülltsein von Kriterien vortäuschen kann, wie McDowell glaubt, sondern es liegt einfach daran, daß Kriterien uns überhaupt nichts über die Existenz oder Nichtexistenz eines bestimmten Zustands sagen.²⁰

V.

Sowohl die antiskeptische wie auch die disjunktive Konzeption der Kriterien versuchen, den skeptischen Zweifel dadurch los zu werden, daß sie zeigen, wie Kriterien eine epistemische Basis für Urteile über die inneren Zustände anderer Subjekte sein können. Nach Wittgenstein jedoch muß jeder solche Versuch scheitern. Wir werden den skeptischen Zweifel erst dann los, wenn wir sehen, daß Kriterien überhaupt nicht den Sinn haben, uns eine epistemische Basis für solche Urteile zu liefern. Schmerzkriterien sind Kriterien für den Gebrauch des Schmerzbegriffs, doch sie garantieren nicht die Existenz des Schmerzes. Sie liefern keine epistemische Basis für ein Urteil, das behauptet, daß der andere Schmerzen hat. Darin besteht die eigentliche Einsicht Wittgensteins: Daß wir dem Skeptiker zustimmen müssen, wenn dieser behauptet, daß es keine epistemische Basis in unserer Erfahrung gibt, die uns garantiert, daß der andere tatsächlich Schmerzen hat. Was den

Skeptiker in seinen Zweifel treibt, ist nicht diese Behauptung selbst, sondern es ist, so Wittgensteins Pointe, sein *Verständnis* dieser Behauptung. Der Skeptiker behauptet nicht etwas Falsches, wenn er entdeckt, daß unsere Urteile über die inneren Zustände anderer Subjekte keine epistemische Basis haben. Er behauptet vielmehr etwas, das er selbst nicht richtig verstehen kann.

Um den Sinn der skeptischen Entdeckung richtig verstehen zu können, müssen wir nach Wittgenstein ein tieferes Verständnis der Natur von Kriterien entwickeln. Bislang haben wir nur gesagt, daß die Aufgabe der Kriterien darin besteht, den Gebrauch unserer psychologischen Begriffe zu bestimmen. Doch was heißt es zu sagen, daß es Kriterien "gibt", die den Gebrauch unserer psychologischen Begriffe bestimmen? Wittgensteins Antwort auf diese Frage nun lautet: Daß es Kriterien für den Gebrauch eines bestimmten Begriffs gibt, heißt, daß es eine Praxis des Gebrauchs dieses Begriffs gibt. Wittgenstein drückt das so aus, daß er sagt, unsere Urteile über die inneren Zustände anderer hätten einen Inhalt kraft unseres "Beherrschen(s) einer Technik", und d.h. kraft unserer Teilnahme an einer "Praxis" des Gebrauchs dieser Begriffe, in die wir durch Beispiele eingeübt wurden.²¹ Die Rede von Kriterien für den Gebrauch bestimmter Begriffe ist demzufolge nur verständlich, wenn man sie als eine Rede über unsere Praxis des Gebrauchs dieser Begriffe versteht. Unabhängig von einer Praxis des Gebrauchs dieser Begriffe macht die Rede von Kriterien keinen Sinn.

Unsere Urteile über Schmerzen haben folglich einen Inhalt, insofern sie Phänomene einer Praxis sind, in der wir den Begriff des Schmerzes gebrauchen. Diese Praxis ist jedoch nicht einfach eine Praxis des Urteilens ist, sondern sie ist nach Wittgenstein wesentlich eine Praxis des Antwortens. Wir urteilen nicht einfach, daß der andere Schmerzen hat, sondern dieses Urteilen hat auf seiner grundlegenden Ebene die Form eines Antwortens auf den Schmerz des anderen. Dies ist offensichtlich, wenn wir uns vor Augen führen, wie wir den Gebrauch des Schmerzbegriffs lernen. Wir lernen nicht einfach, wahrzunehmen, daß jemand Schmerzen ausdrückt. Viel grundlegender lernen wir, auf jemanden, der Schmerzen ausdrückt, zu antworten. Wir lernen etwa, daß jemand, der Schmerzen hat, Hilfe oder Trost braucht. Wir lernen, Mitleid mit dem anderen zu empfinden, ihm Medikamente zu geben, einen Arzt zu rufen, etc. Wir lernen den Gebrauch des Schmerzbegriffs, *indem* wir lernen, wie wir auf jemanden, der Schmerzen ausdrückt, antworten.

Jemanden in eine bestimmte Praxis des Gebrauchs des Schmerzbegriffs einzuführen, heißt, ihn mit den grundlegenden Phänomenen der Praxis seiner Verwendung vertraut zu machen. Die grundlegenden Phänomene dieser Praxis sind diejenigen Fälle, die den Gebrauch des jeweiligen Begriffs bestimmen. Sie sind die "normalen Fälle"²², mithin diejenigen Fälle, mit denen jemand, der an dieser Praxis teilnimmt, vertraut ist. Die grundlegenden Phänomene der Praxis des Gebrauchs des Schmerzbegriffs, so haben wir oben gesehen, sind diejenigen Fälle, in denen das Kriterium für Schmerzen durch

ein Verhalten erfüllt wird, das jemand äußert, der Schmerzen hat. Diese Fälle sind grundlegend, da wir ohne sie den Begriff des Schmerzes weder lernen noch aufrechterhalten könnten. Denn um in der Lage zu sein, von jemandem zu glauben, er würde Schmerzen *vortäuschen*, müssen wir zunächst verstehen, was es für jemanden heißt, Schmerzen zu *haben*.²³ Und dieses Verständnis üben wir in grundlegender Weise in Fällen aus, in denen wir auf den anderen als jemanden antworten, der Schmerzen hat. Ebenso müssen wir, um in der Lage zu sein, selbst Schmerzen vorzutäuschen, zunächst verstehen, was es heißt, Schmerzen zu haben. Und dieses Verständnis üben wir in grundlegender Weise in Fällen aus, in denen wir unseren Schmerz auf eine Weise ausdrücken, auf die andere antworten können. "Ein Kind", schreibt Wittgenstein, "muß viel lernen, ehe es sich verstellen kann".²⁴

Die normalen Fälle der Verwendung psychologischer Begriffe sind also grundlegend. Ohne diese normalen Fälle gebe es keine psychologischen Begriffe. Und diese normalen Fälle, etwa die normalen Fälle des Gebrauchs des Schmerzbegriffs, sind wesentlich dadurch charakterisiert, daß es in ihnen keinen *zusätzlichen* Schritt gibt von der Identifikation eines inneren Zustands als eines Zustands von Schmerzen zu der Behauptung, daß der Schmerz tatsächlich besteht. Wenn man in solchen Fällen behauptet, daß der andere Schmerzen hat, dann unternimmt man keinen zusätzlichen Schritt, der über die ursprüngliche Identifikation dieses Zustandes hinausgeht. Solch eine Behauptung gehört vielmehr *intrinsisch* zu den normalen Fällen des Gebrauchs des Schmerzbegriffs.

Nur in "gewissen Fällen" ist es so, daß wir in Unsicherheit darüber sind, ob der andere Schmerzen hat oder nicht, und Wittgenstein charakterisiert solche Fälle als Fälle, in denen "ich" z.B. "nicht sicher in meinem Mitleid mit ihm (ruhe)".²⁵ D.h. in solchen Fällen ist es nicht so, daß wir uns aus einem Zustand der völligen Teilnahmslosigkeit heraus fragen, ob wir hier Mitleid mit dem andern haben sollen. Wir fragen uns vielmehr, ob unser Mitleid mit dem andern in diesem Fall am rechten Platz ist. Unsicher zu sein, ob der andere Schmerzen hat, heißt folglich nicht, daß man nicht weiß, ob man die Existenz des identifizierten Zustands *behaupten* soll, sondern es heißt, daß man nicht weiß, ob man die Behauptung seiner Existenz *zurücknehmen* soll. In normalen Fällen indes bin ich ebensowenig im Ungewissen darüber, "ob Einer wirklich zornig, traurig, froh" ist, wie darüber, "daß ich ein Schreibbuch vor mir und eine Feder in der Hand habe".²⁶ Doch diese Gewißheit beruht nicht auf Kriterien, denn: "(D)as ist wahr: Ich kann nicht Kriterien angeben, die das Vorhandensein der Empfindung außer Zweifel setzen: und das heißt: es gibt solche Kriterien nicht".²⁷

VI.

Ich hatte oben gesagt, Wittgensteins Kriterienbegriff habe seine Pointe darin, daß er den skeptischen Zweifel nicht dadurch auflöst, daß er ihn bestrei-

tet, sondern dadurch, daß er ihn umdeutet. Wir können nun sehen, worin diese Umdeutung besteht. Daß die Kriterien für Schmerzen erfüllt sind, garantiert nach Wittgenstein nicht, daß der andere Schmerzen hat. Es garantiert nur die Identität des Zustands als eines Zustands von Schmerzen, sei er vorgetäuscht oder wirklich. Der Skeptiker hat also Recht, wenn er behauptet, daß es kein Verhalten geben kann, das uns die Existenz der Schmerzen des anderen garantiert. Doch diese Entdeckung erhält nun einen anderen Sinn. Denn diese Entdeckung würde nur dann implizieren, daß wir niemals wissen können, ob jemand Schmerzen hat, wenn es stets notwendig wäre, über die Identifikation eines Zustands hinaus noch einen *weiteren* Schritt zu unternehmen, in dem wir dann die Behauptung aufstellen, daß dieser soundso identifizierte Zustand tatsächlich existiert. Wenn wir jedoch verstehen, daß es Kriterien für Schmerzen überhaupt nur geben kann, wenn es eine Praxis des Gebrauchs des Schmerzbegriffs gibt, und die grundlegenden Phänomene dieser Praxis, ihre normalen Fälle so sind, daß es keinen Raum gibt für solch einen Schritt, dann bedeutet dies nicht einfach, daß es keine epistemische Fundierung unserer Urteile über Schmerzen gibt: Es bedeutet vielmehr, daß es gar nichts gibt, was man da fundieren *könnte*. Wenn wir sagen, daß es keine epistemische Fundierung unserer Urteile gibt, dann sagen wir damit nicht, daß hier etwas von der Art, wonach der Skeptiker verlangt, *abwesend* ist. Zu sagen, daß Kriterien nur Kriterien für die Identifikation von inneren Zuständen sind und nicht für das Wissen um ihre Existenz, heißt vielmehr zu sagen, daß die Behauptung ihrer Existenz in normalen Fällen nichts ist, was wir *zusätzlich* zu ihrer Identifikation tun. Wenn wir verstehen, was es heißt, daß es Kriterien für die Identität eines Zustands gibt, dann sehen wir, daß die Fähigkeit, einen bestimmten Zustand zu *identifizieren*, nicht von der Fähigkeit getrennt werden kann, um die Existenz dieses Zustands zu *wissen*.

Damit wird deutlich, wo das Mißverständnis des Skeptikers liegt. Es liegt in der Art und Weise, in der er die Unmöglichkeit versteht, auf der Basis des Verhaltens des anderen Gewißheit darüber zu haben, daß der andere Schmerzen hat. Der Skeptiker glaubt, daß es eine Begrenztheit unserer epistemischen Vermögen zum Ausdruck bringt, d.h., daß es den Charakter eines *epistemischen Scheiterns* hat. Doch zu sagen, daß wir nicht "wissen" können, ob ein innerer Zustand, den wir aufgrund von Kriterien identifiziert haben, wirklich existiert oder nicht, drückt keine überraschende Entdeckung über die Reichweite unserer epistemischen Fähigkeiten aus, sondern es drückt den Umstand aus, daß unser Wissen vom anderen im Normalfall ein Antworten auf den anderen ist: "Die Unsicherheit, ob der Andere ..., sie ist ein (wesentlicher) Zug aller dieser Sprachspiele. Aber dies bedeutet nicht, daß jeder im hoffnungslosen Zweifel darüber ist, was der andere fühlt".²⁸ Die Unsicherheit ist ein wesentlicher Zug unserer Urteile über innere Zustände, weil die Behauptung der Existenz dieser Zustände keine epistemische Basis hat. Gleichwohl sind wir nicht im hoffnungslosen Zweifel

über den anderen, weil die Fähigkeit, *überhaupt* psychologische Begriffe verwenden zu können, darin besteht, daß man mit normalen Fällen ihres Gebrauchs vertraut ist, in denen es keinen Schritt gibt von der Identifikation eines inneren Zustands zur Behauptung seiner Existenz. In normalen Fällen gibt es keine Kluft zwischen dem, was uns in unserer Erfahrung des anderen gegeben ist, nämlich sein Verhalten, und dem inneren Zustand des anderen. In normalen Fällen ruht unsere Antwort auf den Schmerz des anderen nicht einer Evidenz auf, die die Frage beantwortet "Hat der andere tatsächlich Schmerzen?". Sie ist vielmehr selbst die *Antwort* auf diese Frage.

Wittgensteins Kriterienbegriff ist somit als Teil einer Konzeption unseres Wissens von anderen zu verstehen, die die Idee, daß unser grundlegendes Verhältnis zu anderen Subjekten epistemisch sei, zurückweist: Denn die Fähigkeit, Wissen von den inneren Zuständen anderer Subjekte zu haben, stellt sich als die Fähigkeit heraus, eine bestimmte *Haltung* dem anderen gegenüber einzunehmen: die Haltung des Antwortens.²⁹ Man mag diese Konzeption therapeutisch nennen. Doch nur, wenn man dabei im Auge behält, daß diese Therapie des skeptischen Zweifels ihre Eigenart darin hat, daß sie den Skeptiker nicht dadurch von seinem Zweifel befreit, daß sie bestreitet, was der Skeptiker behauptet, sondern dadurch, daß sie zeigt, wie die skeptische Entdeckung richtig zu verstehen ist. Der Skeptiker entdeckt in der Tat eine Wahrheit über unsere Urteile, eine Wahrheit indes, die der Skeptiker nicht verstehen kann.

Anmerkungen

- ¹ J. McDowells disjunktive Konzeption der Kriterien, sowie seine Diagnose des gemeinsamen Fehlers sowohl der skeptischen wie der antiskeptischen Konzeption unseres Zugangs zu anderen Subjekten habe ich ausführlicher diskutiert und kritisiert in A. Kern, "Einsicht ohne Täuschung. McDowells hermeneutische Konzeption von Erkenntnis", in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 48 (6/2000). Die Abschnitte 1 bis 3 des obigen Textes beruhen zum Teil auf Überlegungen, die ich dort entwickelt habe.
- ² Siehe etwa N. Malcolm, "Wittgenstein's Philosophical Investigations", in: N. Malcolm, *Knowledge and Certainties*, Englewood Cliffs: Prentice Hall 1963; G. Baker, "Criteria: A New Foundation for Semantics", in: *Ratio* 16 (1974); C. Wright, "Anti-realist Semantics: the Role of Criteria", und "Realism, Truth-value Links, Other Minds, and the Past", beides in: C. Wright, *Realism, Meaning and Truth*, Oxford: Oxford University Press 1987. R. Albritton war, soweit ich sehe, einer der ersten, der diese antiskeptische Lesart formuliert hat. In: "On Wittgenstein's Use of the Term 'Criterion'", in: *The Journal of Philosophy*, Bd. LVI, No. 22 (1959).
- ³ Vgl. zum folgenden u.a. Wittgensteins Diskussion der Verwendung des Schmerzbegriffs in den §§ 281 - 307 der *Philosophischen Untersuchungen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977. Die einschlägigen Formu-

- lierungen Wittgensteins, auf die die Antiskeptiker bevorzugt rekurren, sind etwa § 580: "Ein 'innerer Vorgang' bedarf äußerer Kriterien". Oder auch § 371: "Das *Wesen* ist in der Grammatik ausgesprochen". Zur Deutung der kriteriellen Relation als einer evidentiellen Relation vgl. G. Baker, "Criteria: A New Foundation for Semantics", S. 162f. Zum transzendenten Charakter von Wittgensteins Kriterienbegriff vgl. auch C. McGinn, *Wittgenstein on Meaning*, Oxford: Blackwell 1984, S. 48f.
- ⁴ Vgl. G. Baker, "Criteria", S. 163.
 - ⁵ Vgl. G. Baker, "Criteria", S. 163. Entsprechend schreibt auch N. Malcolm: "The satisfaction of the criteria of y establishes the existence of y beyond question". In: "Wittgenstein's Philosophical Investigations", S. 113.
 - ⁶ G. Baker, "Criteria", S. 161f. Eine strukturell ähnliche Deutung der kriteriellen Relation als einer wesentlich "falliblen" Relation hat auch D. Birnbacher, *Logik der Kriterien*, Hamburg: Felix Meiner 1982, S. 64.
 - ⁷ Vgl. zu dieser Kritik J. McDowell, "Criteria, Defeasibility, and Knowledge", in: J. McDowell, *Meaning, Knowledge, and Reality*, Cambridge: Harvard University Press 1998, S. 372.
 - ⁸ J. McDowell, "Criteria", S. 383.
 - ⁹ C. Wright, "Facts and Certainty", in: *Proceedings of the British Academy* (1985), S. 444.
 - ¹⁰ C. Wright, "Facts and Certainty", S. 461.
 - ¹¹ Zum Anspruch auf Vernünftigkeit des skeptischen Zweifels vgl. etwa Descartes Argumentation im 4. Abschnitt der 1. Meditation. Vgl. kommentierend dazu auch S. Cavell, *The Claim of Reason. Wittgenstein, Skepticism, Morality and Tragedy*, Oxford: Oxford University Press 1979, S. 129ff.
 - ¹² L. Wittgenstein, *Bemerkungen über die Farben*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984, § 11, S. 36.
 - ¹³ Entsprechend behauptet auch M. Williams: "If a coherent, non-sceptical epistemology can be developed from within our ongoing theories of the world, we have everything we need". In: M. Williams, *Problems of Knowledge*, Oxford: Oxford University Press (im Erscheinen).
 - ¹⁴ L. Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, § 580.
 - ¹⁵ E. von Savigny legt diesen Satz auf eine Weise aus, die zu den beiden oben diskutierten Deutungen auf interessante Weise quer steht. Er deutet "innere Vorgänge" als "Muster in Ensembles, die aus äußeren Ensemblestücken bestehen". In: E. von Savigny, *Wittgensteins "Philosophische Untersuchungen". Ein Kommentar für Leser*, Band II, Frankfurt am Main: Klostermann 1989, S. 248f. Die Rede von "inneren Vorgängen" hält er daher für im Ganzen irreführend. Auch diese Lesart scheint mir jedoch dem Einwand nicht entkommen zu können, der mich weiter unten dazu bringen wird, McDowells Deutung zu kritisieren: nämlich dem, daß es das Kennzeichen innerer Vorgänge ist, daß es keine Kriterien für ihre Existenz gibt.
 - ¹⁶ Zu McDowells disjunktiver Konzeption der Erfahrung vgl. allgemein J. McDowell, *Mind and World*, Cambridge: Harvard University Press 1994, u.a. S. 9, 26f.
 - ¹⁷ Vgl. J. McDowell, "Criteria", S. 385.

- ¹⁸ In meinem Aufsatz "Einsicht ohne Täuschung" zeige ich, daß McDowell diese radikalere Diagnose Wittgensteins deswegen nicht in den Blick bekommen kann, weil er Wittgenstein von vorne herein aus einer Kantischen Perspektive liest.
- ¹⁹ Ich folge in dieser Auslegung von Wittgensteins Kriterienbegriff über weite Strecken der Interpretation, die S. Cavell in *The Claim of Reason* ausgearbeitet hat. Gleichwohl halte ich Cavells Verständnis an einer entscheidenden Stelle für unzureichend: nämlich an der Stelle, an der es darum geht, den *Zusammenhang* zwischen der Behauptung der Identität eines Zustands und seiner Existenz zu erläutern. Erst wenn man sieht, welcher Art dieser Zusammenhang ist, - den ich in Abschnitt 5 und 6 aufzeige -, kann man sehen, in welcher Weise der Skeptiker fehlgeht.
- ²⁰ Vgl. S. Cavell, *The Claim of Reason*, S. 45.
- ²¹ Vgl. L. Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, u.a. S. 333, § 202, § 199, § 133, § 208.
- ²² Zum Begriff der "normalen Fälle" vgl. L. Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, §§ 141, 142. Vgl. auch J. Austin, "Other Minds", in: J. Austin, *Philosophical Papers*, Oxford: Oxford University Press 1961, S. 113.
- ²³ Vgl. L. Wittgenstein, *Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie*, Band 1, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984, S. 37.
- ²⁴ L. Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, S. 367. O.R. Scholz spricht in diesem Zusammenhang auch zutreffend von der "Standardverwendung" von "Ausdrucksäußerungen", was ebenfalls den grundlegenden Charakter der "normalen Fälle" der Verwendung psychologischer Begriffe hervorhebt. Siehe O.R. Scholz, "Vorstellungen von Vorstellungen" in: E. von Savigny (Hrsg.), *Ludwig Wittgenstein, 'Philosophische Untersuchungen'*, Berlin: Akademie 1998, S. 202.
- ²⁵ L. Wittgenstein, *Bemerkungen zur Philosophie der Psychologie*, S. 35.
- ²⁶ Ebd., S. 34f.
- ²⁷ Ebd., S. 35.
- ²⁸ L. Wittgenstein, *Letzte Schriften über die Philosophie der Psychologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984, § 877, S. 462.
- ²⁹ Vgl. dazu auch L. Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, S. 283: "Meine Einstellung zu ihm ist eine Einstellung zur Seele. Ich habe nicht die *Meinung*, daß er eine Seele hat".

Literatur

- Albritton, R.: "On Wittgenstein's Use of the Term 'Criterion'", in: *The Journal of Philosophy*, Bd. LVI, No. 22 (1959).
- Austin, J.: "Other Minds", in: J. Austin, *Philosophical Papers*, Oxford: Oxford University Press 1961.
- Baker, G.: "Criteria: A New Foundation for Semantics", in: *Ratio* 16 (1974).
- Birnbacher, D.: *Logik der Kriterien*, Hamburg: Felix Meiner 1982.
- Cavell, S.: *The Claim of Reason. Wittgenstein, Skepticism, Morality and Tragedy*, Oxford: Oxford University Press 1979.

- Kern, A.: "Einsicht ohne Täuschung. McDowells hermeneutische Konzeption von Erkenntnis", in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 48 (6/2000).
- Malcolm, N.: "Wittgenstein's Philosophical Investigations", in: N. Malcolm, *Knowledge and Certainties*, Englewood Cliffs: Prentice Hall 1963.
- McDowell, J.: *Mind and World*, Cambridge: Harvard University Press 1994.
- McDowell, J.: "Criteria, Defeasibility, and Knowledge", in: J. McDowell, *Meaning, Knowledge, and Reality*, Cambridge: Harvard University Press 1998.
- McGinn, C.: *Wittgenstein on Meaning*, Oxford: Blackwell 1984.
- Savigny, E. von: *Wittgensteins "Philosophische Untersuchungen". Ein Kommentar für Leser*, Band II, Frankfurt am Main: Klostermann 1989.
- Scholz, O.R.: "Vorstellungen von Vorstellungen" in: E. von Savigny (Hrsg.), *Ludwig Wittgenstein, 'Philosophische Untersuchungen'*, Berlin: Akademie 1998.
- Williams, M.: *Problems of Knowledge*, Oxford: Oxford University Press (im Erscheinen).
- Wittgenstein, *Philosophischen Untersuchungen*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977.
- Wittgenstein, L.: *Bemerkungen über die Farben*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984.
- Wittgenstein, L.: *Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie*, Band 1, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984.
- Wittgenstein, L.: *Letzte Schriften über die Philosophie der Psychologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984.
- Wright, C.: "Anti-realist Semantics: the Role of Criteria", in: C. Wright, *Realism, Meaning and Truth*, Oxford: Oxford University Press 1987.
- Wright, C.: "Facts and Certainty", in: *Proceedings of the British Academy* (1985).
- Wright, C.: "Realism, Truth-value Links, Other Minds, and the Past", in: C. Wright, *Realism, Meaning and Truth*, Oxford: Oxford University Press 1987.